

Franz Niermann

International aktiv sein – warum und wozu?

Gedanken nach vielfältigen Erfahrungen europa- und weltweit

Vor allem fällt mir ein Gespräch mit einem deutschen Kollegen ein, das mich in Gedanken viele Jahre immer wieder begleitet und verunsichert hat. Seit einiger Zeit hatte ich mich in der Europäischen Arbeitsgemeinschaft für Musik in der Schule engagiert; und ich hatte den Eindruck, es seien in der fachpolitischen Strategie dieses Verbandes, in der Kommunikation und in den inhaltlichen Orientierungen einige Veränderungen dringend notwendig. In diesem Sinne versuchte ich den geschätzten deutschen Kollegen zur gemeinsamen internationalen Arbeit zu bewegen. Seine Reaktion war ganz entschieden abwehrend: Die Situation rund um die Musikpädagogik sei in Deutschland so vielfältig, so herausfordernd und in vieler Hinsicht auch so anregend und attraktiv, dass er sich eine internationale Ausweitung seines Engagements und seiner Aktivitäten überhaupt nicht vorstellen könne. Er sprach dabei sowohl den fachpolitischen Aspekt als auch die inhaltliche Seite der Musikpädagogik an. Natürlich konnte ich Argumente gegen seine Entscheidung ins Gespräch einbringen, aber er blieb dabei. – Und ich selber wurde die damit verbundenen Fragen nicht mehr los.

Persönliche Entscheidungen

Was sind das für Kolleginnen und Kollegen, die sich in ihrem beruflichen Leben dafür entscheiden, sich auf internationales Parkett zu begeben? Was bewegt sie dazu, die Arbeit zu Hause, im heimischen Institut (der Schule, der Universität) durch die Zusammenarbeit mit Kollegen aus anderen Ländern, also durch das Engagement in Verbänden und Gremien, in Projekten und Arbeitsgruppen, auf Tagungen und Kongressen zu ergänzen? Anders betrachtet, wie rechtfertigen sie die Relativierung und gar Reduktion der Tätigkeit am Arbeitsplatz daheim zugunsten der internationalen Aktivitäten? Was hat mich persönlich bewogen, nicht nur am eigenen Institut für Musikpädagogik in Wien zu wirken, sondern darüber hinaus mit Kolleginnen und Kollegen aus fast allen europäischen Ländern zusammenzuarbeiten und, durch die ISME, dann auch weltweit aktiv zu sein?

Die meisten Kolleginnen und Kollegen, so scheint es mir, bringen eine persönliche Disposition für ihr internationales Engagement mit, sie tragen sozusagen Internationales in sich. Das hat mit Musikpädagogik zunächst

nichts zu tun. In Honkong aufgewachsen, in Chicago studiert, beruflich in Sidney tätig; als Kind ausgewanderter schwedischer oder niederländischer Eltern in Südafrika geboren, in London studiert, einen akademischen Job in Florida gefunden ... – das sind wohl extreme Beispiele. Weniger offensichtliche Dispositionen sind aber auch wirksam, wenn z.B. Migration in der Familiengeschichte eine Rolle spielt, wenn man in einem fremden Land studiert oder dort eine neue berufliche Heimat gefunden hat. Manchmal sind Dispositionen in diesem Sinne kaum erkennbar, und doch wirken sie als Impulse. In Wien zu arbeiten bedeutete für mich, im Ausland zu leben. Den Netzwerken aus meiner Berliner Zeit, informellen wie formellen (VdS, AfS, AMPF ...), blieb ich verbunden, aber nun als einer von draußen. Ausschließlich in Wien und Österreich zu arbeiten, erschien mir nach einigen Jahren zu eng, den internationalen Horizont zu weiten dagegen attraktiv. Es wäre aufschlussreich, dieser Frage umfassender und systematisch nachzugehen: Welche ganz persönlichen Hintergründe sind bei Kolleginnen und Kollegen entscheidend für den Gang aufs internationale Parkett? Hätte ich damals für mein Anliegen einen anderen deutschen Kollegen, eine andere deutsche Kollegin ansprechen sollen?

Die eigene Institution in ein größeres Netzwerk einbinden

Nach etwa einem Jahrzehnt intensiver Arbeit am neu gegründeten Institut für Musikpädagogik Wien schien die Zeit reif für einen umfassenderen Blick über den Tellerrand. Es war an der Zeit, mit den erarbeiteten Ergebnissen und Erkenntnissen auch nach außen hin Position zu beziehen, sich in den überregionalen und internationalen Diskurs einzubringen und, vor allem, die Arbeitsergebnisse des Instituts dem Erfahrungsaustausch und damit dem kritischen Blick von außen zur Verfügung zu stellen. Die Weiterentwicklung als Institut, also als Organisation, wie auch als mitwirkende Individuen brauchte, davon war ich überzeugt, die Selbstdarstellung draußen, sie benötigte Bewährungsproben bei „critical friends“ sowie weiterführende Impulse in einem größeren, internationalen Netzwerk.

Die persönlichen Entscheidungen für den Gang aufs internationale Parkett sind, so gesehen, keine rein individuelle Angelegenheit. Sie sind die Form, mit Hilfe derer sich Institutionen überregional vernetzen. EU-Programme und -Projekte wie ERASMUS, COMENIUS und die vielen anderen sind Beispiele für Hilfsmittel, die gebraucht werden, um persönliches Engagement für institutionelle Vernetzungen wirksam werden zu lassen – letztlich

wiederum mit dem Zweck, die individuellen Entwicklungen z.B. der Lehrenden und der Studierenden zu fördern.

Kann man aus dieser Betrachtungsweise folgern, dass Kolleginnen bzw. Kollegen erst international aktiv werden sollten, wenn sie zuvor in der eigenen Institution erfolgreich gearbeitet und sich national Reputation erworben haben? Ich war zumeist skeptisch gegenüber Kollegen, die sich international engagiert haben, wenn sie daheim nur wenig bewirken konnten oder wollten. Aber ist diese Skepsis legitim? Brauchen internationale Organisationen nicht auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich dieser beruflichen Ebene widmen können und nicht allzu sehr in der heimischen Arbeit aufgehen?

Erfahrungsaustausch, voneinander lernen

International aktiv sein impliziert die Möglichkeit zum produktiven Erfahrungsaustausch und zum Voneinander-Lernen. Ob, wie und in welchem Ausmaß es einem gelingt, von dieser Möglichkeit effektiv Gebrauch zu machen, hängt von vielen Faktoren ab; leicht ist es nicht, es geschieht nicht ohne Weiteres. Entscheidend sind wohl erstens die Art des persönlichen Eingebunden-Seins in ein Projekt oder eine andere Kooperationsform und zweitens die Qualität der Reflexion der Inhalte, um die es geht. Insgesamt sind nach meiner Einschätzung die Erwartungen und Projektionen größer als die realen Ergebnisse. Ich möchte das angesichts meiner eigenen Erfahrungen ein wenig erläutern.

Die intensivsten Lernchancen konnte ich im umfangreichen und vielschichtigen Projekt „music education Network (meNet)“ wahrnehmen, und dort im Wesentlichen an einer ganz spezifischen Stelle: bei der Ausarbeitung des Dokuments „meNet Lernergebnisse in der Musiklehrerbildung“ (siehe meNet-Website) in einem internationalen Team. Hier ging es praktisch um alles, was mich im Kern meiner beruflichen Arbeit bewegt: um Fragen des Umgangs mit Musik und die damit verbundene Welt von Ansichten und Werten; um das Musizieren und das Reflektieren des eigenen Tuns; um unzählige Varianten möglicher Kooperationsformen von Lehrenden und Lernenden; um Inhalte und Methoden des Musikunterrichts und deren Sinn und Zweck usw. Auf dem Hintergrund unserer verschiedenen beruflichen Erfahrungen im Team konnten wir uns auf manches schnell verständigen, über anderes kamen wir immer wieder in produktive

Streitgespräche. Das hat über die Jahre mein Denken und Handeln verändert, ja bereichert.

Möglich war diese Erfahrung, weil es das groß angelegte meNet-Projekt mit seinen vielen Untergruppen gab. Das Initiieren und Durchführen des Projekts bedeutete für viele von uns, aber auch für mich persönlich einen unermesslich großen Arbeitsaufwand über etliche Jahre. Ohne diesen Aufwand hätte ich die geschilderte punktuelle – und weit reichende – Lernerfahrung wohl kaum machen können.

Das meNet-Projekt konnte es geben, weil sich die Europäische Arbeitsgemeinschaft für Musik in der Schule (EAS) auf einem Weg der deutlichen Intensivierung und Stärkung der eigenen Aktivitäten befand; mit diesem sich stark entwickelnden Netzwerk konnte das Projekt initiiert und realisiert werden. Aber wie sah es mit den Chancen des Erfahrungsaustausches zur Sache Musikpädagogik, wie sah es mit der gegenseitigen inhaltlichen Bereicherung in der EAS selber aus? Im Nachdenken bin ich ganz erstaunt, wie wenig – im Verhältnis zum Arbeitsaufwand – mich die Vorträge und Präsentationen auf den EAS-Kongressen tatsächlich bewegt, wie relativ wenig sie mich als Musikpädagogen beeinflusst haben; noch mehr gilt das für die ISME-Kongresse.

Da gibt es offensichtlich diese zwei Seiten: die persönliche, kommunikative und fachpolitische einerseits und die inhaltlich-musikpädagogische andererseits. Im Mittelpunkt meines Engagements in internationalen Projekten, Verbänden und Veranstaltungen stand das Initiieren und Ermöglichen des Kommunizierens von und der Auseinandersetzung mit der Vielfalt musikpädagogischer Praxis („communicating diversity“). Das steht im weitesten Sinne für ein politisches Anliegen – nicht zuletzt aus der Begeisterung für ein Europa der kulturellen Vielfalt und des friedvollen Miteinanders. Was die andere Seite betrifft, die inhaltlich-musikpädagogische, sehe ich die stärkeren Ressourcen woanders. Das betrifft einen schwierigen Punkt, an den ich mich zum Schluss ein wenig heranwagen möchte.

Die deutschsprachige Musikpädagogik und der Blick in die weitere Welt

Ich komme noch einmal auf das anfangs erwähnte Gespräch mit dem deutschen Kollegen zurück. In seiner Zurückweisung meines Anliegens

spielte nicht nur die komplexe fachpolitische Situation in Deutschland eine Rolle, sondern auch die Einschätzung, dass es im eigenen Haus überaus viel zu lernen gibt, nämlich aus der Auseinandersetzung mit dem reichen und widerspruchsvollen konzeptionellen Denken, wie es die Geschichte der deutschsprachigen Musikpädagogik im letzten (halben) Jahrhundert geprägt hat. Dies impliziert die Frage, ob diese Ressourcen für uns nicht bereits in höchstem Maße herausfordernd sind und ob wir darüber hinaus gehende praxisrelevante Einsichten überhaupt erwarten können. Können wir wirklich von den Kolleginnen aus Schweden oder Spanien, aus Kanada oder Brasilien, aus Malaysia oder China Denkanstöße für unsere musikpädagogische Praxis erhoffen, die in den im deutschen Sprachraum verfügbaren Konzepten oder Konzeptionen nicht in Sicht sind?

Natürlich kann man überall interessante Erfahrungen machen, vor allem wenn man sich auf die musikalische Praxis zum Beispiel im schulischen Musikunterricht einlässt. Mich hat bewegt, welche Rolle das selbständige Erproben popmusikalischer Spielweisen in England spielt, wie die Neuen Medien auf anregende Weise zur Unterstützung des Musiklernens in Schweden verwendet werden, wie das chorische Singen das Fundament des Musikunterrichts in Estland bildet u.v.a.m. Aber konnten solche – immer punktuellen – Eindrücke mir wirklich einen neuen Horizont eröffnen in dem Sinne, dass sie noch nicht im Blickfeld meiner Praxis als Musiklehrer in Berlin und als Ausbilder von Musiklehrern in Wien gewesen wären?

Hier stehen wir vor einem Dilemma. Mir scheint, dass die reichen Ressourcen musikpädagogischen Denkens im deutschsprachigen Raum zugleich ein Handicap für neue Erfahrungen im internationalen Kontext sein können: Da ist zum einen das schnelle Gefühl von „eh schon dagewesen“ und zum anderen die Scheu, genau dies zu äußern und so in die Notlage des Besserwissers zu geraten. Von beidem mag die Haltung meines Kollegen gespeist worden sein – und ich empfinde eine Sympathie damit. Gleichzeitig erscheint es mir reizvoll, dem Anderen in musikpädagogischen Praxen anderer Länder und Kulturen lernbegierig gegenüber zu stehen, sie nicht vorschnell mit dem Bekannten, dem „schon Dagewesenen“ abzugleichen. Wenn wir sehen, wie sie als neue Errungenschaft z.B. in China „Orff einführen“, liegt es für uns allzu schnell auf der Hand, unsere eigene Vorerfahrung mit und Einschätzung von „Orff“ als Schablone zu benutzen, anstatt das Wesentliche im ganz anderen Kontext zu erkennen. Das geht nur ganz schwer im Zusammenhang von Vorträgen und Präsentationen, viel besser aber in Formen von Begegnung und Kooperation, für die man sich viel Ruhe und Zeit lässt.